



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kennst du das Land?

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Wirkungen seiner akademischen Meisterjahre ihn selbst zu vernehmen, man fühlt so gewiß voraus, daß die innern Entwicklungen eines Mannes wie Beyschlag nicht auf die erste Lebenshälfte beschränkt geblieben sind, daß man lebhaft nach dem zweiten Teil dieser Erinnerungen und Bekenntnisse verlangen muß.

Der erste Teil schließt einigermaßen schrill ab, der Verfasser erzählt, daß er sich bei seiner Übersiedlung nach Baden das preußische Bürgerrecht gern erhalten und ein hierauf gerichtetes Gesuch samt den dazu gehörigen Papieren an das preußische Kultusministerium eingesandt habe. Nach anderthalb Jahren erhielt er auf sein Ersuchen seine Papiere mit einem Entschuldigungsschreiben des Oberpräsidenten von Kleist: Herr von Raumer habe ihn angewiesen gehabt, Beyschlags Papiere ohne einen Bescheid einfach liegen zu lassen, bis er sich darum melden würde. „Das war der Dank, den dieser Kultusminister für siebenjährige hingebende Arbeit an Kirche und Schule in Preußen übrig hatte: der Gedanke, jemals wieder nach Preußen zu kommen, sollte mir durch die ausgesuchteste Ungezogenheit ausgetrieben werden. Indessen war es, wie ich meinem Bruder geschrieben hatte: »Diese Herren regieren, so lange Gott sie regieren läßt.« Meine Geschicke ruhten in seiner Vaterhand.“



## Kennst du das Land?



in guter Titel — sagte einst der alte Buchdrucker, der mein erstes Büchlein zu drucken hatte — ist die Hauptsache an einem Buche. Denn, so fügte er hinzu, ein Buch schreiben, das kann jeder, aber einen richtigen Titel dazu machen, kann lange nicht jeder.

„Kennst du das Land?“ ist jedenfalls ein sehr guter Titel. Er gilt einer Büchersammlung für Freunde Italiens, deren in bunter Folge erscheinende Hefte sich mit Volksleben, Litteratur, Kunst und allem, was uns Deutsche an den Italienern interessirt, beschäftigen sollen. Jährlich sollen „etwa zehn“ solcher Bändchen erscheinen. Vielleicht etwas viel! „Das heißt, würde mein Buchdrucker wieder sagen, drucken kann man sie schon, aber sie werden auch darnach.“ Doch wird das wohl auch etwas mit auf die Verfasser ankommen. Das lautet trivial oder gar einsfältig, ist es aber, wie wir sehen werden, nicht so ganz. Einstweilen erhalten wir eine reiche Liste von Mitarbeitern, geprüften und ungeprüften (hätte mein guter alter Konrektor gesagt, für den sich jede Bewährung irgend einer Art mit der Vorstellung von einem bestandnen Examen zu verbinden pflegte), darunter sind auch Dichter und Universitätsprofessoren. Das Ganze wird herausgegeben von Julius R. Haarhaus (Leipzig, Naumann) und kann, wenn es richtig angefaßt wird, recht nützlich und interessant werden. Die Italiener sind nicht nur zur Zeit unsre politischen Freunde, sondern sie sind uns auch seit der

Eröffnung der Gotthardbahn und dem letzten Handelsvertrag im geschäftlichen Leben so nahe gerückt, daß man durch sehr vieles, was man jetzt in unsern größern Städten sieht, hört und, nicht zum mindesten, ißt und trinkt, an das Land erinnert wird, das ja nun auch mit jedem Jahre mehr Deutsche als Reisende aufsuchen. Kurz, die beiden Völker sind einander jetzt so nahe gerückt, wie es in der Vergangenheit nie der Fall gewesen ist. Wer von dieser Genossenschaft den größern Vorteil hat, darüber laut zu sprechen gilt zwar eigentlich unter gut erzogenen Freunden nicht für schicklich oder gar höflich. Aber da es unsre lieben Bundesgenossen von jeher geliebt haben, in ihren Zeitungen diese Frage zu behandeln und dabei gewöhnlich finden, Deutschland habe mehr dabei gewonnen als Italien, so freuen wir uns, ihnen in einem Punkte, und zwar nicht bloß aus Höflichkeit, sondern weil es wirklich so ist, Recht geben zu können: die Deutschen haben ihre Kenntnisse in Bezug auf das Leben und die Kultur der Italiener in den letzten Jahrzehnten sehr erweitert, wie es ihre alte, gute Art ist, wenn sie mit andern Völkern zusammenkommen, daß sie etwas von ihnen lernen, während umgekehrt die Italiener in ihrer Kenntnis von uns kaum viel weiter gekommen sein dürften. Wer hier den größern Schaden hat, brauchen wir wohl nicht zu erörtern.

Das Unterehmen einer „Bibliothek,“ aus der man sich über Italien unterrichten könnte, wird uns ganz auf seiner Seite haben, wenn es die Aufgabe etwas ernst und nicht nur vom Gesichtspunkte der Eisenbahnlektüre auffassen will. Naschen und nippen ist ja bisweilen ganz nett, thuts aber nicht, wenn man etwas größeres, z. B. ein solches Sammelwerk wirklich dauernd über Wasser halten will. Ohne ein ernstlich gefördertes, ganz bestimmtes Interesse wird das Publikum in einigen Jahren die Lust daran verlieren und zu einer andern Sammlung von Heften greifen, mit denen es sich dann ebenso gut unterhält. Es wird also die Sache des Herausgebers sein, sein Ziel so ernst wie möglich zu nehmen und sich seine Mitarbeiter darnach zu „ziehen.“ Lieder und Kunstbetrachtungen und Künstler-novellen allein sind Schaum von der Oberfläche. Wer Italien kennen lernen will, muß die wirtschaftlichen Seiten betrachten; da liegt jetzt der Kern unsers Interesses, und wer sich fragt: was haben wir in Zukunft an Italien? der hat zunächst vielleicht für nichts weiter Sinn als dafür. Diese Nummer haben wir aber in dem Programm vermisst und möchten drum wohl an den Herrn Herausgeber die Frage zurückthun: Kennst du das Land? Denn mit der Abteilung „Volkstümliches aus Italien,“ die er hat, kann er uns nicht schadlos halten. Solche Beobachtungen einzelner Menschen, auch wenn sie ganz klug sind, treffen selten den Grund der Dinge. Es ist zuviel Zufall dabei. Die wirtschaftlichen Zustände Italiens kann man nur an der Hand erfahrener Führer kennen lernen. Es giebt eine ganze Anzahl ernst denkender Italiener, die darin ihre Studien machen. Solches Material muß verarbeitet werden, diese Männer und der Inhalt ihrer Bücher müssen in Deutschland bekannter werden. Dann erst können wir uns ein Urteil bilden über die Eigenschaften des Volkes und des Landes, an denen wir vor allem interessiert sind. Das ist einigermaßen wichtiger als *Alta Regri*.

Aber wie komme ich gerade auf *Alta Regri*? Das geht so zu. „Neulich habe ich an Sie denken müssen,“ sagte vor einiger Zeit eine (ihrer Meinung nach) sehr kluge Dame meiner Bekanntschaft, und dieses „müssen,“ verbunden mit einem vielverheißenden lieblichen Rhythmus des Sajakfanges, belehrte mich schon, daß da noch mehr kam, und wirklich fuhr sie fort: „Kennen Sie *Alta Regri*?“ Wichtig, da haben wir's! Aber der Leser wird verwundert denken: was denn? Ich muß also, um den Zusammenhang herzustellen, bemerken, daß ich gegenüber dieser klugen Dame

das Vergehen auf dem Kerbholz hatte, nicht lange vorher einen Aufsatz geschrieben zu haben, worin ich unter andern auch gesagt hatte, daß die Frauen mir im Hause lieber wären als auf der Straße, und in der Unterhaltung lieber als mit der Feder, und was man denn zuweilen so sagt. Dafür bekam ich nun zu rechter Zeit den melodischen Accent und *Ada Negri*. Da ich nun diese Dame in der That noch nicht kannte, so konnte ich einstweilen nichts andres als stammeln, daß ich wohl *Vittoria Colonna* kannte und *Anna Louisa Karsch*, und auch ohnedies es nicht zu bezweifeln wagen würde, daß ein weibliches Wesen Verse mache. Einige Monate später aber kam mir doch der Eindruck, als ob meine gute Freundin mit Recht ihren Finger auf diesen Mangel meiner Bildung gelegt hätte, denn alle Zeitschriften und Zeitungen waren voll von *Ada Negri*. Inzwischen kann ich aber dennoch die Erscheinung — trotz der aufgeblasenen Backen, mit denen man sie, männiglich und weiblich, bei uns in Deutschland empfindet — nicht für sehr wertvoll halten und darum bemerkte ich eben etwas, was wichtiger sei. „Aber bitte, setzen Sie sich,“ sagte meine Großmutter einmal zerstreut zu einer neben ihr sitzenden Person, die ihr etwas erzählen wollte und gar nicht auf die Sache kommen konnte. Das Versprechen hatte auch ohne Verbesserung sofort Erfolg.

Um also zur Sache zu kommen: es liegen uns zwei sehr hübsch ausgestattete, gut gedruckte Hefte vor. Das erste: *Auf Goethes Spuren in Oberitalien* von *J. N. Saarhaus*, behandelt die von Goethe besuchten Orte, erläutert Goethes Verhältnis zu den Gegenständen und erwähnt, inwiefern sich der betreffende Ort oder die Anschauung in Bezug auf den Gegenstand verändert haben. Zwei weitere Hefte sollen das übrige Italien behandeln. Der Gedanke ist hübsch. Goethe selbst war ein historisch gestimmter Mensch, d. h. natürlich in seinem besondern Sinne. Wir sollen uns, wo es nur möglich ist, seiner als Führers bedienen, um Vergangenes zu betrachten. Des Verfassers Art ist zweckmäßig und gut. Vielleicht durfte er hin und wieder etwas mehr de quoi bei seinen Lesern voraussetzen und entsprechend dem, worauf sich heute die Aufmerksamkeit richtet, ihnen auch etwas mehr bieten. So z. B. spricht Goethe in Bezug auf Ferrara über die Kunst des sechzehnten Jahrhunderts, ohne der viel bedeutendern Maler des fünfzehnten Jahrhunderts zu erwähnen. Sonst berücksichtigt er doch immer frühere Stufen (*Mantegna*, *Bellini*), hier nicht. Nun erwähnt auch der Verfasser darum den neuern Palast der Este nicht, obwohl er kunstgeschichtlich interessanter ist als das alte Kastell. Der Verfasser schreibt gut und unterhaltend. Wir glauben, daß eine etwas knappere Fassung des übrigen Stoffes, sodas er einen starken Band statt zwei ergäbe, für das Werk vorteilhaft sein würde.

Das zweite Heft ist betitelt: *Die Fornarina*, Trauerspiel in fünf Akten von *Paul Heyse*. Das Drama des berühmten Dichters hat also die sogenannte *Beliebte Raffaels* zum Gegenstand. Man kann zweifeln, ob das wohlgethan war. *Raffael* war, wie viele große Künstler, auch darin ein eigener Kauz, daß er nicht viel von Schriftlichkeiten hielt. Er hielt es eben mit dem Pinsel. Außer einigen schlechten Sonetten haben wir darum von ihm auch nur eine Anzahl nicht sehr inhaltreicher Briefe, und was die Hauptsache betrifft, wir kennen die äußern Durchgangspunkte seines Lebens, über sein persönliches, inneres Leben wissen wir aber so gut wie nichts, und über die Verhältnisse seines Umganges nur sehr wenig. Die Lücken unsers Wissens sind dann ausgefüllt worden durch die Künstlernovelle, die ebenso schnell und bunt und manchmal auch verführerisch überzeugend spinnet, wie einst die griechische Mythologie. In dieses Reich gehört auch die *Fornarina*, das schöne Bäcker mädchen, an dessen Stand der Malerfürst vorbeiging zum Vatikan und wieder

zurück, das er malte und liebte, aber natürlich nicht heiratete, weil er laut feststehender Überlieferung nun einmal nicht verheiratet war. Da mußte die Dichtung Halt machen. Das Einzelne davon ist nun sehr bunt und manches plumper erfunden als andres. Feststehen dürfte nicht viel mehr als das. Freunde Raffaels hatten zwei Frauen mit guter Mitgift für ihn bereit, und außerdem wollte ihm der Kardinal Bibbiena seine Nichte geben. Aber Raffael wollte nicht und blieb ledig. „Fornarina“ aber nennt man ein weibliches Bildnis, dessen Typus in mehreren Exemplaren vorkommt und ein weder schönes noch junges Frauenzimmer aus dem Volke mit einem turbanartigen Kopfstuch und in so geringer Bekleidung des Oberkörpers zeigt, daß man bei dem Bilde an einen Modellakt denkt. Da das beste Exemplar aus dem Palast Barberini, wenn auch sehr schlecht erhalten, immerhin originelle Eigenschaften hat und auf dem Goldreif am Oberarm dieser Frau Raffaels Name angebracht ist, so gilt die auf diesem Bilde dargestellte für Raffaels Fornarina, was bis auf das Gewerbe der Bäckerei richtig sein kann. Ist es nun wohlgethan, auf eine solche von Anfang bis zu Ende erfundene Geschichte ein Drama zu bauen? Ja gewiß, wenn uns der Dichter mit seiner Erfindung etwas giebt, was uns das wirklich Geschehene ersetzt, was uns ebenso lieb ist, was auf uns den Eindruck macht, wie Geschichte. Also hören wir.

Raffael geht in Villa Borghese spazieren und unterhält sich mit Giulio Romano, wie ein Archäologenjüngling mit dem andern, über die Griechen — „bei denen war kein Überschuß des Geistes über die Form, die bildeten aus dem Vollen so glorreich unbekümmert, wie die Allmutter Natur“ — und trifft da das Bäcker mädchen Vice (Abkürzung aus Beatrice) mit ihrer Mutter und andern Frauen, deren Töchter ihre Gespielinnen sind. Der Dialog dieser Leute ist gewöhnlich, was in Prosa leicht kommt, wenn man nach dem Volkstümlichen sucht. „Nun, nun, Vetter, mit der Zeit pflückt man Rosen, und Rom ist nicht an einem Tage gebaut, und mit den Jahren kommt der Verstand usw.“ faucht die Bäckerfrau das einermal, und gleich darauf hat sie ein viertes Sprichwort im Munde: „Ja ja, die Rosen fallen ab, die Dornen bleiben.“ Dazwischen gehts auf gut münchenerisch: „Mir denkt's noch,“ und Giulio Romano flucht wie die heutigen Malerjünglinge, wenn sie ihr erstes Italienisch ausgeben: *cospotto!* Die Leute reden sich an mit Sor und Sora, Madamigella, Mariuccia und was der Redeb Blüten mehr sind. Kurz, das „Milieu“ ist gesucht, aber nicht originell, die ganze Unterhaltung ohne Witz und ohne Stimmung. Die erwachsenen Mädchen tanzen Ringelreize und sagen inhaltlose Verse her. So geht die Handlung weiter.

Raffael gewinnt die Vice trotz des Widerstands der Mutter zum Modell, malt sie und lebt mit ihr vier Wochen in einer Villa. Dort besucht ihn der Kardinal mit seiner Tochter, einem richtigen Blaustrumpf, der ein halbes Wörterbuch von Kunstphrasen auskramt. Unbegreiflicherweise verlobt sich Raffael mit diesem reizlosen Wesen. Vice läuft davon, wird aber nach vier Tagen von ihm wiedergeholt. Die Mutter verflucht sie. Inzwischen bereitet Raffael im Palast des Kardinals seine Hochzeit mit dessen Nichte vor, wozu Giulio Romano lebende Bilder stellt. Da erscheint Vice und reicht ihm unmittelbar vor der Trauung einen Gifttrank (die Zeit der Handlung ist 1520, Raffaels Todesjahr!). Er fällt nieder; allgemeine Verwirrung. Aber der Tanz ist noch nicht zu Ende. Vice wird ins Gefängnis geworfen, dann aber freigesprochen. Sie handelte in dem Glauben, ihm einen Liebestrauk zu reichen; die Mutter, die das Gift gemischt hatte, hat sich inzwischen erhängt. Der Künstler ist aber dem Tode nahe. Trotzdem erzwingen der Kardinal und seine Nichte die Trauung. Diese soll wiederum

gerade vor sich gehen. Raffael läßt, halb träumend, alles mit sich machen. Da erscheint plötzlich wieder Vice, die nun von dem seltsamerweise aufgesparten Rest des Bechers sich selbst den Tod getrunken hat, und Raffael erklärt unter allgemeiner Erregung seiner vornehmern Braut: „Ich gehöre einer Toten!“ und damit fällt der Vorhang.

Raffael ist also von der Fornarina vergiftet worden. Das ist die Erfindung des Dichters. Ist sie — dem Eindrucke nach, den sie auf die Zuhörer macht — wahr? Ist sie schön? Möchte man, daß es in Wirklichkeit so gewesen wäre? Wer gewinnt etwas bei solcher Dichtung? Weder der Freund der Kunst, dem dadurch seine Kunstgeschichte verdorben wird, noch der Liebhaber des Schönen, der leer ausgeht, noch das große Publikum, das etwas falsches lernt. Paul Heyse nennt das ein Trauerspiel! Wir wollen nicht böshaft werden.

Wenn nur irgend etwas einzelnes noch wäre, woran man sich erholen könnte. Aber nichts als künstlich hervorgesuchte Reminiszenzen aus Kunst und Litteratur. Nirgends wirkliches, überzeugendes Leben. Wie trivial und archäologisch ist es z. B., daß Raffael, als er den Giftbecher an die Lippen setzt, das viel gebrauchte und mißbrauchte Wort von Dante zitiert: „Kein größerer Schmerz, als des entschwindnen Glückes sich erinnern im Elend.“ Ein dramatischer Dichter hätte sich wohl vor allem dessen erinnern können, daß der Satz, wie oft hervorgehoben worden ist, psychologisch genommen nicht einmal für richtig gelten kann.

Nach unserm Geschmack ist Paul Heyses Fornarina nichts als eine dramatisirte Künstlernovelle von geringem Wert. Wir glauben kaum, daß andre günstiger urtheilen werden, und noch weniger, daß der berühmte Name des Dichters den Lesern einen Ersatz gewähren wird für die Enttäuschung, die sie an dem Inhalt der Dichtung erfahren müssen. Der Herausgeber aber wird, wenn er sein der Absicht und dem Plane nach beifallswürdiges Werk lebensfähig erhalten will, vollends bei zehn Hefen jährlich, nicht nur auf die Namen, sondern vor allem auf die Beiträge seiner Mitarbeiter zu sehen haben.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Drei Wahlschlachten. Arendt und von Kardorff haben Glück. Hätte Bryan gestegt, so würde man binnen einem Jahre genau erfahren haben, was bei der künstlichen Wertsteigerung des Silbers herauskommt, und der Währungsstreit wäre entschieden gewesen. Das Volk der großen Republik hat sich zu dem gefährlichen Experiment nicht hergegeben, und so können unsre Silbermänner ihre Rolle als Volkstretter vorläufig weiter spielen. Daß sich beinahe die Hälfte der Nordamerikaner fürs Silber bis zur Tollheit hat erhizen lassen, darf weiter nicht Wunder nehmen. Es ist das Schicksal der großen Völker unsrer modernen Welt, von Phrasen und Schlagwörtern genarrt zu werden, weil sie bei der unübersehbaren Größe und heillosen Verworrenheit ihrer Staatswesen die wirklichen Ursachen ihrer Leiden nicht so leicht zu ermitteln vermögen wie die Bürger eines